

# Armut ist ein Glanz von innen

In «I, Daniel Blake», dem neuen Film von Ken Loach, kämpft ein Mann um seine Rechte und um das Menschenrecht auf Stolz.

**Christoph Schneider**

Ken Loach, der alte englische Meister, der sein grosses Herz immer auf dem rechten, linken Fleck trug, bleibt seinem Engagement für die soziale Humanität treu. Seine Liebe zu den kleinen Leuten, für die er auch Verständnis hat, wenn sie sich unverständlich benehmen, kommt aus tiefem sozialistischem Empfinden. Zu ihm passt die alte Sprache des Klassenkämpferischen Zorns.

Da steht noch einer mit seiner Wut auf ein System, das sich selbst zu einer Freiheit erzogen hat, die eine Freiheit der Rücksichtslosigkeit ist, eine Freiheit von Anstand und Bedenken und eine Lizenz zur Demütigung des Menschen durch den Menschen. Und er kann nicht anders, Gott, an den er nicht glaubt, helfe ihm, amen, denn seine Wut ist rein und ehrlich; und das ist nun das Beste, was man sagen kann von Ken Loachs neuem Spielfilm «I, Daniel Blake».

Mit Loach, der achtzig wurde vor kurzem, ist allerdings auch diese Fähigkeit zur Empörung gealtert, nicht im Mann vielleicht (der wettet in Interviews mit glasklarer Schärfe über die Verliederung des Gesellschaftsvertrags, und das Unrecht hat bei ihm Namen und Adresse), aber in seiner Kunst.

## Gegen die Systemlogik

Was Gerechtigkeitsfuror war, früher, und sich mit sozialrealistischer Lakonie filmisch formulierte in «Riff-Raff» (1991) oder «Raining Stones» (1993), das ist jetzt eher zürnende Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, die den Ausweg in die Sentimentalität nimmt, mindestens in diesem letzten Film, der ein sehr feines und trauriges Beispiel dafür ist, wie die Wahrheit noch nicht konzentrierte Wahrscheinlichkeit erzeugt und das Rechthaben noch lange nicht wirkliches Kino.

Es ist, als ob von der Wirklichkeit nur eine Folie des Typischen geblieben wäre. «I, Daniel Blake», das geht so: Der Schreiner Daniel Blake (Dave Johns) im englischen Newcastle, 59 Jahre alt, hatte einen Herzinfarkt, er ist dem Tod grad noch so von der Schaukel gesprungen, nun haben die Ärzte ihn krank und arbeitsunfähig geschrieben. Das müsste eigentlich jeder gleich verstehen.

Aber das Arbeitsamt hat seine eigenen Gutachter, Vorschriften und Methoden des Verstehens und verweigert Zahlungen. Die Systemlogik sagt: Wer lebt und die Arme noch über den Kopf heben kann, soll sich Arbeit suchen, bis der Antrag auf Invalidenrente durch ist, und wenn das System Glück hat, überlebt so



Solidarischer Arbeitsloser: Dave Johns als Daniel Blake mit alleinerziehender Mutter und deren Kindern. Foto: Filmcoop

ein Antrag den Beantrager. Blake aber, ein aufrechter Bürger, der noch nie einen Penny vom Staat genommen hat, vertritt Menschenlogik und kämpft um sein Recht gegen die, denen Onlineformulare wichtiger sind als die analoge Vernunft.

Daneben übt er tätige Solidarität mit einer jungen Mutter, die mit ihren zwei hübschen Kindern noch mühsamer über die Runden muss als er. Und während der Sozialbeamtencharakter seine hässlichsten Fratzen schneidet, kommt es andererseits zu rührenden Szenen in den Bereichen des Elends, wo die Menschlichkeit noch ein Heim hat (oder

mindestens eine Suppenküche), und Armut, wie der Dichter sagt, ist dann ein grosser Glanz von innen. Jedoch, für ein schwaches Herz und einen starken Stolz ist das auch nicht gut.

Darf man das überhaupt: der Wahrheit die Wahrscheinlichkeit bestreiten (denn wahr ist es ja, was Ken Loach vom britischen Sozialhilfesystem erzählt, von dessen Budgets seit 2010 rund 40 Milliarden Euro abgezogen wurden: Es hat sich brutalisiert)? Vermutlich schon, wenn Wahrheiten verwendet werden zur Herstellung einer emotionalen Kolportage. Wenn es das grossherzige, geschichts- und wirklichkeitsbewusste

Engagement einfach nicht zu einem künstlerischen Individualleben bringt.

Man sagt es also nicht gern, es geht gegen den Respekt, gegen eine alte Liebe und die gute Sache und auch gegen die Jury von Cannes, die «I, Daniel Blake» dieses Jahr mit der Goldenen Palme auszeichnete: Aber obwohl man noch die Reste einer realistischen Lakonie erkennt, ist dieser Film in seiner Gesamtheit ein überaus plakativer, sozialmelodramatischer und fast schon klebriger Kitsch.

In Zürich im Luchhino, ab Donnerstag im Arthouse Le Paris und im Houdini.

## Ewige Ruhe? Von wegen!

René Jacobs hat eine neue Version des immer wieder anders vollendeten Requiems von Mozart in die Tonhalle gebracht - ein Temporausch.

**Susanne Kübler**

Ein Traumchor, dieser Berliner Rias-Kammerchor. Noch im höchsten Tempo singen die 35 Sängerinnen und Sänger gestochen scharf, mühelos in der Höhe, unverkrampft in der Tiefe; man versteht jedes Wort, aber es wird nie geprotzt mit der Textverständlichkeit. Da ist es kein Wunder, dass der belgische Alte-Musik-Spezialist René Jacobs zeigen wollte, was sein Lieblingschor kann. Also nichts da von ewiger Ruhe, dem Text zum Trotz: Schon im Introitus von Mozarts Requiem wurden Temporekorde gebrochen, das wilde «Dies irae» fiel danach gar nicht mehr so sehr auf. Nach 45 Minuten war das Werk zu Ende.

Man hätte gern noch länger zugehört. Auch, weil es an diesem Abend eine neue Version zu entdecken gab: Diesmal hat der Franzose Pierre-Henri Duton den Versuch unternommen, Mozarts Fragment zu vollenden und eine Alternative zu den viel geschmähten Ergänzungen des Mozart-Schülers Franz Xa-

ver Süssmayr zu liefern. Allerdings hat er sich wie die meisten bisherigen Bearbeiter in allen wesentlichen Punkten auf Süssmayr verlassen: Eine Neukomposition der fehlenden Teile hat er sich dann doch nicht zugetraut. Zu Recht; näher an Mozart als sein Schüler kann nun mal kein heutiger Komponist sein.

So bleibt das Neue im Bereich der Kosmetik. Die Instrumentation wurde durchsichtiger (mehr Bassethorn, weniger Posaune); da und dort hat Duton die Textverteilung geändert. Und dann gibt es, ganz selten, andere Stimmführungen im Chor und im Orchester, eine Ausweitung der «Hosianna»-Fuge, ein solistisches Innehalten vor dem Schluss: kleine, stilsichere Eingriffe, die man machen kann, aber nicht unbedingt muss.

## Wo bleibt die Trauer?

Weit entscheidender als solche Details bleibt die musikalische Grundhaltung. Und die warf hier Fragen auf - gerade am Tag nach der Opernhaus-Premiere des Verdi-Requiems. Jacobs wie Fabio Luisi präsentieren diese Totenmessen ganz und gar weltlich: Der eine setzt auf Temporausch, der andere auf fulminante Theatralik. Beides klingt grossartig, beides packt; aber man muss nicht besonders religiös veranlagt sein, um etwas zu vermissen. Das, was sich etwa in der Leere des lange ausgehaltenen Quint-

klangs am Ende von Mozarts «Kyrie» andeutet; das Sich-Einlassen auf den Gehalt dieser Musik.

Bei Jacobs erstaunte das umso mehr, als er Mozarts Requiem sehr bewusst mit einem anderen letzten Werk kombiniert hat: mit der Harmoniemesse von Joseph Haydn. Entstanden ist sie als Festmesse, und festlich ist diese Musik tatsächlich, mit der üppigen Besetzung, dem feierlich-sonnigen Grundton, dem fast schon im Stil einer Schäferidylle gehaltenen «Amen»-Quartett am Ende des «Gloria».

Aber bei allem Pomp war da plötzlich auch jene jene Ruhe, die zuvor gefehlt hatte. Der Chor konnte nun auch seine elegischen Qualitäten zeigen, auch das Freiburger Barockorchester kam vielfältiger zum Zug. Und die Solisten (Sophie Karthäuser, Marie-Claude Chappuis, Maximilian Schmitt und Johannes Weisser) entwickelten jene Innigkeit, die bei Mozart nur sekundär aufgeblinzt war.

Vielleicht, so dachte man danach, ist das Problem mit den Totenmessen gar nicht so sehr ihr Gehalt, sondern ihre Berühmtheit: Bei Haydns weniger hitverdächtigere Messe war der Druck, etwas Neues zu bieten, hörbar kleiner. Deshalb hier nur kurz die Versicherung: Auch ein nicht revolutionäres Mozart-Requiem ist jederzeit willkommen, wenn so grossartig musiziert wird. Sogar in der Süssmayr-Fassung.

## Halleluja & Co.

Zürcher Chorkonzerte

**6. Dezember:** Thomas Hengelbrock, Balthasar-Neumann-Chor und -Ensemble; Werke von Felix Mendelssohn (Tonhalle, 19.30 Uhr).

**11. Dezember:** Weihnachtssingen, diverse Jugend- und Kinderchöre, Ltg. Michael Gohl (Tonhalle, 11.15 und 14.15 Uhr).

**11. Dezember:** Kantorei zu Predigern; Werke von Hugo Distler (Predigerkirche, 17 Uhr).

**15./16. Dezember:** Zürcher Konzertchor, Zürcher Kammerorchester, Ltg. Diego Fasolis; Werke von Händel und Carl Philipp Emanuel Bach (Fraumünster, 19.30 Uhr).

**17./18. Dezember:** Zürcher Sängerknaben; Werke von Bach und Mozart (Fraumünster, Sa 19.30 Uhr, So 17 Uhr).

**18. Dezember:** Kammerorchester Basel, Windsbacher Knabenchor; Bachs Weihnachtsoratorium, Kantaten 1-3 und 6 (Tonhalle, 19.30 Uhr).

**19. Dezember:** Jugendchöre MKZ Zürich, Jugend-Sinfonieorchester Zürich, Ltg. Massimiliano Matesic; Werke von Rossini bis Britten (Tonhalle, 19.30 Uhr).

**21./22. Dezember:** Tonhalle-Orchester, Zürcher Sing-Akademie, Ltg. Omer Meir Wellber; Werke von Ramírez und Bernstein (Tonhalle, 19.30 Uhr).

**22./23. Dezember:** Ensemble Turicum; Werke von José Maurício Nunes Garcia (Wasserkirche, 20 Uhr).

## Der Shakespeare der Novelle

Im neuen Handbuch zu Gottfried Keller findet man alles, was wichtig ist für das Verständnis seines Werks.

**Guido Kalberer**

Er war hochbegabt, vielseitig und gut vernetzt. Der Zürcher Schriftsteller Gottfried Keller (1819-1890) wollte, als er nach München zog, Maler werden. 1840 wurde er Mitglied des Münchner Kunstvereins und widmete sich der Genre- und Landschaftsmalerei. Das Schreiben war eine Beschäftigung, die Keller nebenher ausübte und die erst dann an Wichtigkeit gewann, als sich keine Erfolge als Maler einstellen wollten.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz entstanden die ersten Ideen für einen Künstlerroman, Notizen für den «Grünen Heinrich». Sie bildeten die Grundlage für seinen späteren Ruhm als Schriftsteller. Auch wenn Gottfried Keller stolz auf seine Schweizer Staatsbürgerschaft war, wusste er, dass es keine vom deutschen Sprachraum losgelöste Dichtung geben konnte. Den Inspirationen, welche der ungleich grössere Nachbar im Norden versprach, wollte er sich nicht verschliessen. Auch der Protagonist im «Grünen Heinrich» möchte «diejenigen allgemeinen Grundlagen und Anschauungen erwerben, welche nur bei grossen Sprachgenossenschaften zu finden sind, und ohne welche es der Einzelne zu nichts Ganzem und Höherem bringen» könne.

Wie Heinrich lebte Gottfried Keller wiederholt im Ausland: Nach München zog es ihn nach Heidelberg und Berlin. Wie für viele Schweizer Schriftsteller nach ihm wurde Deutschland zur Quelle der Kreativität. Dass an guten Einfällen, so die Meinung Heinrichs, in «vierzig Millionen Köpfen mehrere entstehen als nur in zwei Millionen, ist ausser Zweifel». Diese künstlerisch bedingte Germanophilie hatte allerdings keine Entsprechung im Politischen. Der Republikaner Keller lehnte die Monarchie in Deutschland ab. Nicht nur in ästhetischen, auch in politischen Fragen war er Realist.

All das und vieles mehr erfährt man im neuen Handbuch zu Gottfried Keller, das Ursula Amrein herausgegeben hat. Es deckt vier Bereiche ab: Biografie, Werk, Kontext und Wirkung. Was man in den Biografien von Emil Ermatinger und Adolf Muschg über den «Shakespeare der Novelle» (Paul Heyse) erfahren hat, wird hier bis ins letzte Detail vertieft. Das Buch ist eine bildlose Fundgrube für alle Leser, die - wie Walter Benjamin - in Keller einen der «grössten Prosaiker der deutschen Sprache» sehen. Das in dem Handbuch vermittelte Wissen lädt dazu ein, sich wieder einmal mit dem einzigartigen Werk dieses grenzüberschreitenden Autors zu beschäftigen. Es liest sich immer wieder anders.

Ursula Amrein (Hg.): Gottfried Keller. Leben - Werk - Wirkung. Metzler, Stuttgart 2015. 420 S., ca. 95 Fr.

## Nachrichten

Nobelpreis

**Bob Dylan lässt lesen - Patti Smith wird singen**

Bob Dylan, Nobelpreisträger für Literatur, wird der Verleihungszeremonie in Stockholm bekanntlich fernbleiben. Jetzt twittert die Schwedische Akademie, der Sänger habe eine Rede vorbereitet, die am 10. Dezember vorgetragen werden soll. Von wem, ist noch nicht bekannt. Ausserdem wird Patti Smith im Rahmen der Preisverleihung Dylans Song «A Hard Rain's A-Gonna Fall» singen. Die beiden waren 1995 gemeinsam auf Tournee. (TA)

Verlage

**Kurt-Wolff-Preis geht an den Schöffling-Verlag**

Der Frankfurter Verlag Schöffling & Co. erhält den mit 26 000 Euro dotierten Kurt-Wolff-Preis, weil er, so die Jury, mit nicht nachlassender Neugier der deutschen Gegenwartsliteratur neue Autoren erschliesst und dazu Schriftsteller aus aller Welt übersetzt. Der Förderpreis geht an den Guggolz-Verlag. (TA)